



Sendung vom 02.02.2000

Luc Leysen
Afrika-Korrespondent a.D.
im Gespräch mit Rudi Küffner

Küffner: Guten Tag, meine Damen und Herren, und willkommen bei Alpha-Forum, der täglichen Gesprächsreihe in BR-alpha. Ich möchte Ihnen heute einen Gast vorstellen, der trotz seiner Hautfarbe durchaus "Afrikaner" genannt werden darf: Luc Leysen, langjähriger ARD-Korrespondent für Afrika. Grüß Gott, Herr Leysen.

Leysen: Grüß Gott, Herr Küffner.

Küffner: Herr Leysen, es gibt einen Ausdruck, mit dem die Weißen in Afrika ihr Verhältnis zu Afrika beschreiben - so es denn gut ist, obwohl dieser Ausdruck negativ ist. Dieser Ausdruck heißt "J'ai mal d'Afrique". Das ist schwer zu übersetzen, denn es ist eher etwas Negatives und heißt: "Ich bin an Afrika erkrankt." Dennoch bedeutet es etwas Positives. Wie verstehen Sie diesen Ausdruck?

Leysen: Dieser Ausdruck ist genau zutreffend, denn einerseits bedeutet er auch: "Ich leide an Afrika", was man als Besucher dieses Kontinents tut. Andererseits bedeutet er: "Ich habe die Afrika-Mikrobe, Afrika hat mich infiziert." Viele Europäer, die Afrika kennen gelernt haben, haben das gleiche Problem. Sie haben aber auch die Schwierigkeit zu umschreiben, was es genau ist, was sie in Afrika hält und was an Afrika so faszinierend ist.

Küffner: Wir sind beide infiziert: ich als Tourist und relativ häufiger Besucher der afrikanischen Länder und Sie als Korrespondent. Lassen Sie uns damit beginnen: Sie sind gebürtiger Belgier, aber arbeiten seit 30 Jahren für die ARD in ganz Afrika, zuerst als Reisekorrespondent und später als fester, in Nairobi stationierter ARD-Korrespondent. Afrika-Korrespondent zu sein ist natürlich ein Traumberuf. Wie wird man das?

Leysen: Es ist ein Traumberuf, aber es ist auch ein ständiges Wechselbad der Gefühle. Es ist auch sehr anstrengend in einem afrikanischen Umfeld, mit einem behäbigen afrikanischen Rhythmus und trotzdem mit einem europäischen Kalender zu leben. Da wird man nach einigen Jahren ziemlich verrückt. Hier muss man sich dem viel langsamer laufenden afrikanischen Kalender fügen. Ich hatte schon als Kind großes Interesse an Afrika. Nach meinem Studium bin ich zufällig beim Brüsseler Büro der ARD gelandet, habe dort gelegentlich Reportagen in Afrika gemacht – hauptsächlich aber über die EG, Nato, die Niederlande –, bis mich dann der WDR 1982 als Reisekorrespondent nach Westafrika geschickt hat und anschließend nach Nairobi. Da Sie auf meine belgische Herkunft anspielen, möchte ich nur sagen, dass es auch bei uns zwei Stämme gibt, nämlich Flamen und Wallonen, und das trägt in nicht geringem Maße zu einem besseren Verständnis der ähnlichen Problematik in Afrika bei.

Küffner: Kommt Ihr Interesse an Afrika daher, dass Sie Belgier sind? Belgien war eine bedeutende Kolonialmacht, die in Afrika nicht immer rühmliche Geschichte geschrieben hat.

- Leysen:** Nein, ich glaube nicht, dass es daher kommt. Ich war 1967 zum ersten Mal in Afrika, kurz nachdem ich im Brüsseler ARD-Studio anfang. Ich durfte - weil die Ehefrau des damaligen Korrespondenten meines Chefs nicht wollte, dass er verreist – zusammen mit einem Kameramann nach Kenia, Tansania und Uganda, der gerade eine 16-mm-Rolle in eine Arri-Flex-Kamera einlegen konnte und auch nicht viel mehr wusste als ich.
- Küffner:** Sie sagten gerade, dass die Frau Ihres Chefs nicht wollte, dass er nach Afrika verreist. Das ist ganz symptomatisch, denn Afrika ist nie ein Touristenland in dem Sinn geworden, weil hier jeder die Vorstellung hat, dass es in Afrika sehr gefährlich ist und man sich Krankheiten holen kann. Wie war das für Sie, zum ersten Mal nach Afrika zu gehen?
- Leysen:** Afrika ist nicht gefährlicher als jeder andere Kontinent auch. Ich weiß nicht, wie dieser Mythos entstanden ist, wahrscheinlich aber durch die ersten Entdeckungsreisenden, die sich interessant machen und abenteuerliche Geschichten erzählen mussten. Die kolonialen Beamten haben auch sehr gerne übertrieben und vom schwierigen Leben in Afrika berichtet, wie es heutzutage immer noch die Entwicklungsexperten tun müssen, um sich zu legitimieren. Ich verstehe, dass unter dem Einfluss dieser Berichte - die man als europäischer Durchschnittsleser konsumiert - so etwas entsteht, noch dazu unter dem Einfluss der sonstigen aktuellen Berichterstattung. Was immer wir aus Afrika sehen, ist Mord, Totschlag und Hunger. Wir wissen alle, dass das nur drei Prozent der Wirklichkeit sind und es auch ein ganz anderes Afrika gibt mit einem afrikanischen Alltag, mit besonderen Qualitäten, mit Überlebenswillen, Lebensfreude, Kultur, mit sehr viel Improvisation, Würde und Anstand. Man sieht und hört fast nie, wie viel Anstand es in Afrika - nicht nur in den traditionellen Dörfern - gibt. Ich ertappe mich dabei, dass ich selbst nach einem Jahr - ich bin seit einem Jahr nur noch Konsument von Fernsehbildern und kein Hersteller davon - auch davon infiziert bin und sage: "Moment mal, das Afrika, das ich immer im Fernsehen sehe, ist das wirklich wahr?" Ich muss mindestens einmal im Jahr nach Afrika, um mich zu vergewissern, dass es das Afrika, das ich kennen gelernt habe, auch noch gibt, nämlich dieses Afrika, das trotz allem Anlass zum Optimismus gibt.
- Küffner:** Könnte diese Scheu, die man hierzulande vor Afrika hat, daran liegen, dass es den Afrikanern bei uns nicht gut geht, denn sie haben eine Sonderstellung und stechen heraus? Haben Sie sich damals nicht auch gefragt, ob Sie als Weißer im schwarzen Afrika überhaupt akzeptiert werden? Welche Erfahrungen haben Sie damit gemacht?
- Leysen:** Es ist natürlich ein Handicap, dass man diese Haut hat, die anders ist, sowohl für die Afrikaner, die bei uns sind, als auch für uns, die wir in Afrika leben. Ich glaube, dass das ganz schnell verschwindet, wenn beide Seiten spüren, dass man durch die Farbe hindurch sieht und einen Menschen völlig normal behandelt. Ich habe es an mir selbst gemerkt: Als ich das erste Mal in Afrika war, war es noch ein Thema. Beim zweiten Mal auch noch, denn man hat einen kleinen rassistischen Reflex anerzogen bekommen. Nach einiger Zeit jedoch spielt die Hautfarbe keine Rolle mehr.
- Küffner:** Man könnte nicht sagen, dass auch die Afrikaner - wenn wir Weiße in Afrika sind - auf ihre Weise rassistisch sind?
- Leysen:** Es kann sein, dass es gelegentlich einen solchen Reflex gibt, erst recht bei der ersten Begegnung. Wenn man sich aber besser kennt und die Leute spüren, dass man sie ernst nimmt, sie als gleichwertige Partner sieht, dann geht das sehr schnell vorbei.
- Küffner:** Wir haben dieses schlechte Bild von Afrika in den hiesigen Medien oder in den hiesigen Köpfen bereits angesprochen. Dieses Bild kommt nicht von ungefähr, sondern aus der Berichterstattung heraus, weil es immer heißt: "Afrika, Land der grausamen Bürgerkriege. Afrika, das zerrissene Land."

Afrika, das Land von Aids und Tod." Bleiben wir einmal beim "Afrika der Kriege": Ich habe hier die letzte Ausgabe der vielleicht besten afrikanischen Zeitschrift, die es gibt: "Jeune Afrique". Sie steht leider nur Lesern offen, die der französischen Sprache mächtig sind. In der aktuellen Ausgabe haben wir eine Verbindung zu Belgien, nämlich durch Kongo Brazzaville, einem ehemaligen französischen Kolonialgebiet. Hiervon hat man leider in den letzten Jahren nichts Gutes gehört, denn es gab einen schlimmen Guerillakrieg mit einer Gruppe, die sich die "Black Ninjas" nannte. Man muss sich hier allerdings nicht wundern, wenn die Leute sagen: "Was, 'Black Ninjas'? Wie geht es denn da unten zu!" Vielleicht können Sie dazu etwas sagen.

Leysen: Ich weiß wenig von dem, was in Brazzaville passiert ist. Im belgischen Gebiet geht es im Moment nicht viel besser zu, denn dort herrscht ein Bürgerkrieg, der nicht länger ein Bürgerkrieg ist, in dem die verschiedenen Parteien - wie es im Kalten Krieg immer war - mit einem der beiden Blöcke liiert sind, sondern sie sind jetzt mit den jeweiligen afrikanischen Ländern liiert oder werden von ihnen unterstützt. Man hat genauso einen Bürgerkrieg mit vorgeschobenen Parteien - wenn Sie so wollen - wie zur Zeit des Kalten Krieges, nur zur Zeit sind es afrikanische Parteien.

Küffner: Das ist die große Änderung nach dem Ende des Kalten Krieges.

Leysen: Ja, man hat Afrika sich selbst überlassen, denn nach dem Ende des Kalten Krieges war Afrika nicht mehr interessant. Wozu auch? Man hat es nicht mehr gebraucht, denn man musste die Einflusskämpfe dort nicht mehr austragen. Die Rohstoffe werden jetzt direkt von den großen Konzernen ausgebeutet, und so braucht man keinen Staat mehr dazwischen. Die Staaten in Westeuropa - der neue Liberalismus will, dass es immer weniger Staat gibt - haben Afrika der Privatwirtschaft überlassen. Auch die Armeen in Afrika sind in zunehmendem Maße Söldnerarmeen von privaten südafrikanischen, englischen und lateinamerikanischen Gesellschaften. Neulich las ich einen Kommentar vom Chefredakteur der Zeitung "Le Monde Diplomatique", der sagte, dass nun auch schon die Ausbeutung privatisiert wird, was ich sehr bezeichnend fand.

Küffner: Bleiben wir beim Kongo mit seiner schon fast sprichwörtlichen Grausamkeit Afrikas. Es gibt einen belgischen Schriftsteller, Jef Geeraerts - der leider bei uns viel zu wenig bekannt ist -, der sehr viel - auch in Romanform - über den Kongo geschrieben hat. Wenn man seine Romane liest, in denen er die Massaker und Grausamkeiten beschreibt, dann hat man fast den Eindruck, dass die Mentalität der Afrikaner zu Dingen neigt, die wir uns seit Bosnien und Kroatien hier auch vorstellen können. Wie würden Sie diese Grausamkeit Afrikas subsumieren, oder würden Sie diesem Urteil auch widersprechen?

Leysen: Es gibt nichts typisch Afrikanisches, denke ich. Bosnien und Kosovo haben bewiesen, dass auch wir Westeuropäer dazu fähig sind. So lange ist der Zweite Weltkrieg auch noch nicht her. Ich glaube nicht, dass es einen afrikanischen Jägerinstinkt oder ein afrikanisches Talent für Grausamkeit gibt. Wenn es Kriege gibt, dann sind sie meistens sehr grausam. Es gibt eine Theorie, die oft von Missionaren in den Mund genommen wurde und die vielleicht doch etwas Wahres hat, dass wir mit 20 Jahrhunderten Bibel und Evangelium aufgewachsen sind, in denen uns immer wieder gesagt wurde: "Du sollst nicht töten." Das ist in Afrika in den meisten Ländern - wenn überhaupt - erst seit 100 Jahren bekannt. Vielleicht ist hier etwas Wahres dran. Es ist auch so, dass die Länder, die seit 300 Jahren islamisch sind, in der Regel nicht solche Grausamkeiten kennen wie jene, die man gemeinhin als animistisch bezeichnet. Vor Ereignissen wie dem Völkermord in Ruanda stehe ich fassungslos. Wie so etwas passieren kann, das ist mir und auch meinen gesamten afrikanischen Freunden ein Rätsel. Sie genieren sich, schämen sich, reden nicht darüber. Als das passiert ist, war

ich für drei Jahre im Senegal, und meine Freunde dort schämten sich sehr. Ich versuchte oft ein Gespräch darüber, wie so etwas möglich ist, aber ich stieß nur auf kollektive Scham und Schweigen.

Küffner: Das Stichwort "islamisches Afrika" ist zum animistischen oder westlich-kolonial bestimmten Afrika gefallen. Muss man hier nicht die strikte Trennung machen – die irgendwo im südlichen Sahel verläuft -, dass das nördliche Afrika eher zum Nahen oder Mittleren Osten gehört, wohingegen das südliche oder das Afrika südlich der Sahara diesen eigentlichen Begriff von Afrika darstellt?

Leysen: Ja, aber ich würde den oberen Rand, wenn man schon so eine Trennung aus ethischen und religiösen Gründen machen will, etwas höher situieren, vielleicht direkt unter Mauretanien, quer durch den Tschad und Sudan, unterhalb von Äthiopien. Der Umgang der Sahel-Länder mit der islamischen Religion ist ganz leger.

Küffner: Es scheint wirklich so eine Art Linie zu geben, an der der Islam keine Chancen mehr hat, weiter in den Süden vorzudringen. Stimmt diese These?

Leysen: Er hat vielleicht Chancen, nimmt sie aber nicht wahr. Die überzeugten Araber – aus Kuwait und Saudi Arabien – meinen, dass es in Afrika keinen richtigen Islam mehr gibt. Die ganz Dogmatischen sehen auch die afrikanische Art des Islam, die sehr praktisch ist und viel Lebensqualität hat, mit sehr viel Skepsis.

Küffner: Bleiben wir im schwarzen Afrika. Kann man - Sie waren lange Zeit in Westafrika Reisekorrespondent - innerhalb dieses schwarzen Afrikas irgendeine Trennung machen? Ist Westafrika ganz anders als Süd- oder Zentralafrika?

Leysen: Ja, es gibt sehr große Unterschiede, die nicht nur mit der Kolonisierung oder mit der Sprache der Kolonialherren zu tun haben. Kenia und Ghana wurden beide von Britannien kolonisiert. Zwei unterschiedlichere Länder gibt es jedoch kaum. Das liegt am Klima und an der islamischen Tradition, die sehr wichtig war, da die Leute dort seit 300 Jahren wissen, was geschriebene Sprache ist. Sie kennen sie durch die Koran-Tafeln, auf denen die Kinder die Suren auswendig lernen müssen, die sie nicht immer begreifen, weil sie auf arabisch sind. Dadurch wissen sie, was eine Schriftsprache ist, dadurch können sie abstrahieren - was ein Quantensprung ohnegleichen ist, wenn man das einmal kann. Diese Tradition gab es in Westafrika durch den Islam schon viel früher. In Ostafrika wissen die Leute erst seit gut 100 Jahren, was eine Schriftsprache ist.

Küffner: Das hilft auch zur Identitätsfindung.

Leysen: Ja. Es gibt eine größere, stärkere und viel selbstbewusstere Kultur in Ländern wie Nigeria, Ghana, Sierra Leone - es ist ein großes Drama, was hier durch den Bürgerkrieg passiert ist - im Vergleich zu Ländern wie Kenia.

Küffner: Es wird viel geschimpft über die Kolonialmächte, über Belgier, Franzosen, Engländer, weniger über die Deutschen, die auch historisch weniger Gelegenheit hatten, Fehler und Unsinn zu machen. Trotzdem ist der Einfluss nach wie vor ganz erheblich, sei es in monetärer Art, sei es in der Währung oder in der Teilung Westafrikas bis hinunter nach Kamerun. Der CFA-Franc wird im Verhältnis eins zu zehn zum französischen Franc direkt getauscht. Es wird über die Kolonialmächte viel geschimpft. Würden Sie sagen, dass dieses Schimpfen immer und überall berechtigt ist?

Leysen: Wole Soyinka, ein Nobelpreisträger aus Nigeria, hat mir einmal gesagt, man hätte in den sechziger Jahre einen großen eisernen Vorhang um Afrika herum bauen müssen. Dann hätte man sehen können, wie die Afrikaner mit diesem kolonialen Erbe, kombiniert mit ihrer eigenen Kultur, umgegangen

wären. Man hätte die ganzen Einflüsse, die nachher kamen, wie Entwicklungshilfe, Popkultur, Globalisierung, Internet usw. vermeiden können. Man hätte sich abschotten müssen, und als Experiment hätte man feststellen können, ob die Afrikaner daraus etwas gemacht hätten oder nicht. Wenn sogar Wole Soyinka das sagt, dann heißt das doch, dass er den Wert dieser kolonialen Kultur anerkennt. Sie war natürlich in erster Linie eine Ausbeutung - darüber gibt es keine Diskussion. Dennoch hat sie auch sehr viel gebracht, die Sprache, die Religion - wie immer man dazu stehen mag -, und sie führte die Anfänge eines Gesundheitswesens ein. Sie brachte eine Art von Infrastruktur, die natürlich nicht aus Nächstenliebe, sondern zur besseren Ausbeutung entstanden ist. Stellen Sie sich einmal das afrikanische Eisenbahnnetz vor, wenn es nicht von den Kolonialherren - es ist zwar nicht optimal, aber es gibt kohärente Eisenbahnstrecken -, sondern von der Entwicklungshilfe von heute gebaut worden wäre. Mitten im Land hätte man eine Teststrecke von 30 Kilometern von den Finnen, 2000 Kilometer weiter eine Versuchsstrecke mit einer anderen Spurbreite von den Franzosen, und auch die Deutschen hätten irgendwo ihr Stückchen Eisenbahn gebaut. Man hätte also eine Vielzahl von Eisenbahnprojekten, aber keine funktionierende Eisenbahn gehabt. Deswegen sollte man nicht zu streng über diesen Kolonialismus urteilen. Zumindest in der Nachkriegszeit wurde auch mit einer gewissen Caritas diese Kolonisierung betrieben von Leuten, die wussten, wofür sie dort waren. Sie wurden auch versetzt, falls sie ihren Job nicht gut machten. Das passiert keinem Entwicklungshelfer von heute.

Küffner: Der belgische Schriftsteller Jef Geeraerts vertritt in einem seiner Bücher folgende These: Nach dem Zusammenbruch dieser Kolonialreiche haben sich die Weißen viel zu schnell aus dem Staub gemacht, weil sie viel zu viel Angst hatten.

Leysen: Ja, da ist etwas Wahres dran. Andererseits hätte das eine Chance sein können für die Theorie von Wole Soyinka, denn dann hätte man tatsächlich den eisernen Vorhang um Afrika herum bauen können. Es stimmt: die Kolonialbeamten sind zu früh geflüchtet, und die Leute, die als Ersatz kamen - nämlich die Entwicklungsexperten -, machten tabula rasa und fingen von Null wieder an, da sie meist unerfahren waren und nicht genug Geld hatten. Diese Entwicklungshilfe ist eine lächerliche Übung, da sie nicht ernst genommen wird. Das ist Kosmetik, Augenwischerei. Auch Deutschland mit seiner frühen Kolonialvergangenheit hat eine enorme Verantwortung diesem Kontinent gegenüber.

Küffner: Das klingt fast so, als würden Sie sagen: "Gäbe es die Entwicklungshilfe nicht, wäre es auch nicht so schlimm, denn es nützt sowieso nichts."

Leysen: So wie sie jetzt gemacht wird, nützt sie nichts.

Küffner: Afrika steht auf eigenen Füßen.

Leysen: Es darf durch diese Entwicklungshilfe nicht auf eigenen Füßen stehen. Sehr oft ist es so, dass bei wichtigen Entscheidungen in einem gut funktionierenden Land wie Senegal, wo wichtige politische Entscheidungen getroffen werden müssen, die Politiker zusammensitzen und sich fragen, was die verschiedenen Parteien davon halten. Automatisch taucht aber immer wieder die Überlegung auf, was die internationalen Donoren - die westlichen Experten - davon halten. Das ist ein Faktor im politischen Leben Afrikas geworden. Es hat sich eine Empfängermentalität ausgeprägt, die nicht sehr gesund ist für ein Land. Es hat sich eine Kaste von Leuten gebildet, die exakt wissen, wo das wenige Geld zu holen ist und wie man mit den westlichen Experten reden muss. Man sagt genau das, von dem man glaubt, dass das die Damen und Herren hören wollen.

Küffner: Das sind also Experten, die das knapp bemessene Geld herausgeben und einiges in die eigene Tasche schieben. Ich habe noch eine Frage zu den

Kolonialherren. Das mag wie eine Scherzfrage klingen, aber wer waren die besseren?

Leysen: Die Deutschen, weil sie das Land so früh verlassen haben. Ich weiß es nicht, es ist sehr schwer. Manchmal denke ich - obwohl die Länder, die sie kolonialisiert haben, das absolute Dementi dafür sind -, dass es die Portugiesen waren, weil sie als Erste da waren und am engsten mit der lokalen Bevölkerung zusammenlebten mit dem Nachteil, dass keiner ausgebildet wurde. In Ruanda und Angola waren selbst die Taxifahrer Portugiesen, sie sind dann aber nach der Unabhängigkeit geflohen und haben das Land in einem miserablen Zustand zurückgelassen.

Küffner: Noch einmal zusammengefasst: die Belgier, die Franzosen, die Engländer waren die Kolonialherren. Die Deutschen lassen wir hier beiseite. Sind die Amerikaner heute eine neue Kolonialmacht?

Leysen: Ja, aber nicht nur in Afrika. Hier doch auch.

Küffner: Sie waren sehr oft und lange in Uganda. Dort ist Musaweni Staatschef. Von ihm sagt man immer, dass er das "Lieb Kind" der Amerikaner sei und Brückenkopf geworden ist für die amerikanische Eroberung des schwarzen Kontinents.

Leysen: Das wird behauptet. Zu einem Teil sieht man es auch bestätigt in dem, was jetzt im Kongo passiert und wobei Uganda sehr involviert ist. Musaweni ist ganz sicher einer der treuesten Diener des Internationalen Währungsfonds. Er macht brav alles, was ihm die Herren aus Washington vorschreiben, so ähnlich wie der ehemalige Fliegerleutnant in Ghana. Ob man so ohne weiteres den IWF mit den Interessen Amerikas gleichstellen darf, weiß ich nicht. Ich glaube schon, aber die Institution hat überall in der Welt sehr viel zu sagen und hat sich ein bisschen losgelöst aus dem Verband der Vereinten Nationen, wo sie eigentlich hingehört. Amerika ist eigentlich der neue heimliche Kolonialherr in Afrika.

Küffner: Sie würden das also schon so sehen, dass Amerika mittlerweile sehr bedeutend ist?

Leysen: Ja. Unwillkürlich kommt die ganze Pop-Kultur, die ganze Idee der Globalisierung, die für Afrika verheerend ist, weil Afrika bei dieser Globalisierung vom Tellerrand fällt, nach Afrika. Der Anteil Afrikas am Welthandel - Afrika mit seinen 500 Millionen Menschen, inklusive Südafrika - beträgt weniger als der Anteil von diesem kleinen Belgien mit zehn Millionen Einwohnern. Die Zahlen gehen zurück bei den Investitionen und Exporterlösen. Auf dem Papier, wenn man nur auf die Zahlen sieht, ist es für Afrika hoffnungslos. In der Wirklichkeit sehe ich in erster Linie Lebensfreude, Überlebenswille, Improvisationstalent und vielleicht - ich bin jetzt in dieser Beziehung ein hoffnungsloser Romantiker - kommt bei uns der Börsencrash, was keinem von uns gut tun würde. Ich sehne ihn nicht herbei, aber dieser Turbokapitalismus, den wir jetzt erleben, ist für meine Begriffe nicht haltbar. Es wird irgendwann implodieren, und vielleicht hat Afrika dann eine Chance, uns etwas beizubringen.

Küffner: Stichwort Lebensfreude. Es gibt einen spürbaren Unterschied zwischen einem afrikanischen Land, in dem die Franzosen, und einem afrikanischen Land, in dem die Engländer lange Zeit waren? All diese Kolonialherren haben den Ländern ihre moralischen Wertvorstellungen übergestülpt. Würden Sie sagen, dass man in einem französisch-afrikanischen Land lockerer, besser lebt als beispielsweise in einem englisch bestimmten Land?

Leysen: Ja, ganz sicher, das ist aber nur oberflächlich. Das beste Beispiel ist Gambia, dieser kleine Streifen der Enklave im Senegal, an den beiden Ufern des Gambia-Flusses, das einmal eine englische Kolonie war. Der ganze Senegal herum war eine französische Kolonie, er ist immer noch

sehr französisch geprägt und durch die französische Kultur geformt. An der Oberfläche, bei offiziellen Anlässen, ist es z. B. so, wenn in Dakar über Fischereiprobleme verhandelt wird, kommt eine Delegation aus Banjul, der Hauptstadt von Gambia. Beide Delegationen sprechen Wolof, das seit Jahrhunderten die Landessprache ist. Bei Verhandlungen jedoch wird übersetzt, denn die gambische Delegation besteht auf Englisch und die senegalesische auf Französisch. Das Schulwesen und die Gerichte sind anders: In Gambia tragen die Richter weiße Perücken wie in England. Trotzdem sind sie das gleiche Volk. Das meinte ich mit den Unterschieden, die an der Oberfläche groß sind. Wenn jedoch ein Gambier mit einem Senegalesen zusammensitzt, dann reden sie miteinander Wolof, und dann spielt dieser Unterschied keine Rolle mehr.

Küffner: Gibt es eine schwarzafrikanische Einheit?

Leysen: Ja, es gibt offiziell eine Organisation dafür. Inoffiziell hat es sie eigentlich nie gegeben. Sie ist vollends verschwunden durch das Verschwinden des gemeinsamen Feindbildes Südafrika. Durch die Aufhebung der Apartheid gibt es nichts mehr, was die Staaten Afrikas vereint. Es gibt sehr wohl Stimmen, sie haben sich auf der letzten Konferenz in Tripolis für die vereinigten Staaten von Afrika nach dem europäischen Model ausgesprochen. Das wäre gar nicht so schlecht, aber das wäre noch ein ganz weiter Weg. Man hat von diesen Staaten seit den sechziger Jahren verlangt, dass sie erst einmal "nation building" betreiben sollten, dass sie ein Nationalgefühl errichten sollen, dass sie sich einfügen in eine Nation, die ohnehin künstlich war, mit künstlichen Grenzen, koloniale Grenzen. Die ethnischen Gruppen wurden gespalten oder mit anderen zusammengefügt, was ein schwieriges Unterfangen war. Das haben sie mit relativem Erfolg getan. Jetzt sagt man zu ihnen, dass das mit den Staaten ein Versehen war, sie sollten alles wieder aufheben und eine Gemeinschaft bilden.

Küffner: Gibt es eine mentale Einheit, eine Art afrikanisches Bewusstsein?

Leysen: In der Kunst, der Literatur, in dem wenigen, was heute noch geschrieben und veröffentlicht wird, und in der Musik gibt es ein solches Bewusstsein. Wir haben alle den Triumph der afrikanischen Popmusik erlebt, wie von Youssou N'Dour, der in den Hitlisten stand. Hier gibt es wenigstens unter der Jugend eine Verständigung.

Küffner: Afrika als solches: Die Afrikaner sind in unseren Breiten eher gesichtslos. Bei uns stehen die berühmten Stammesfürsten oder Diktatoren für Afrika - Afrika, nicht nur Land der Kriege, auch Afrika, der Kontinent der Diktatoren. Sie haben im Laufe Ihrer Tätigkeit sicherlich viele dieser Diktatoren persönlich kennen gelernt. Muss man bei den Diktatoren auch differenzieren? Leute wie Mandela gelten bei uns als Lichtgestalten, Musaweni in Uganda gilt als anständiger Kerl, der es immerhin versucht. Es gibt aber auch die Bösewichte wie Kabila, in Togo Gnassingbe Eyadéma, der als typischer bösariger Diktator gilt. Würden Sie hier differenzieren, oder wie haben Sie diese Leute erlebt?

Leysen: Das ist ein sehr schwieriges Problem, und ich kann mir kein Urteil darüber erlauben. Ich merke schon, dass einige dieser Diktatoren perfekte, nützliche Idioten waren, weil sie ihr Land doch zusammengehalten haben wie z. B. Mobutu. Er war nicht mein Freund, aber die Ära nach Mobutu in Zaire, im heutigen Kongo, ist auch nicht lustig.

Küffner: Braucht Afrika vielleicht Diktatoren? Wenn man z. B. Kamerun nimmt: Paul Biya, der von der ganzen Bevölkerung als "Papa Biya" - wenn auch verlacht - als gemeinsame Figur anerkannt wird. Braucht Afrika dann noch Diktatoren?

Leysen: Vielleicht braucht Afrika Chefs, aber ein Chef muss kein Diktator sein. Ein Chef, der demokratisch gewählt wird, aber auch abgewählt werden kann

und der sagt, wo es langgeht. Ich glaube schon, dass das in der afrikanischen Tradition liegt. Ich weiß nicht, inwieweit das für die jungen Afrikaner zutrifft, die in Städten leben und die Einflüsse von der ganzen Welt auf sich zukommen sehen.

Küffner: Wird es sich also hin zum Besseren ändern, hin zu einem wie auch immer gearteten demokratischen Staat?

Leysen: Der Idealfall wäre natürlich eine Demokratie auf afrikanisch. Es gibt afrikanische Traditionen, auf die man sich zurückbesinnen könnte, um eine eigene Form der Demokratie - nicht unbedingt Westminster - zu entwickeln, aber das dauert natürlich noch sehr lange.

Küffner: Herr Leysen, wir haben nur noch ein paar Minuten, und wir haben eines der ganz großen Themen, das auch hier immer noch Beachtung findet, nicht erwähnt, nämlich das Thema Aids. Sie waren sehr oft in Uganda, haben auch ein eigenes Fernsehfeature über Waisenkinder gemacht, die keine afrikanische Großfamilie mehr haben. Wie sehen Sie die Entwicklung hier in diesem Bereich?

Leysen: Die Zahlen sind natürlich bedrückend. Zyniker könnten sogar behaupten, dass es die absolute darwinistische Lösung für das Problem der Überbevölkerung in Afrika ist - auch das habe ich schon einmal gehört. Es ist ein großes Problem, aber es gibt noch andere große Probleme. Beispielsweise Malaria, um im Gesundheitsbereich zu bleiben. Malaria ist ein größerer Killer als Aids. Für meine Begriffe und auf lange Frist bedenklicher ist der Zustand des Erziehungswesens in Afrika, der immer weiter und schneller zurückgeht. Es gibt mehr Kinder, der Unterricht kostet mehr Geld, die Eltern haben immer weniger Geld, die Lehrer werden immer schlechter - es ist ein Teufelskreis, und das beängstigt mich viel mehr als Aids.

Küffner: Das klingt jetzt pessimistisch, obwohl ich weiß, dass Sie kein Afrika-Pessimist sind. Vielleicht zum Schluss noch etwas Optimistisches: Liegt der Optimismus vielleicht bei den Frauen Afrikas?

Leysen: Das ist ganz sicher eine Komponente. Etwas Optimistisches kann ich außer den Qualitäten der Menschen nicht sofort nennen. Das ist mehr im Bauch als rational. Afrika ist warm in allen Bedeutungen des Wortes. Es ist ein romantischer Gedanke, aber ich glaube, dass irgendwann Afrika - wo einmal laut den Wissenschaftlern die Wiege der Menschheit stand - die Rettung sein wird. Aber was dafür passieren muss, wünscht man uns allen nicht.

Küffner: Eine letzte Frage mit Tipp-Charakter: Wo würden Sie hingehen, wenn Sie wieder nach Afrika müssten oder dürften?

Leysen: In den Senegal, weil ich dort zuletzt gelebt habe, weil ich dort Freunde habe und weil es ein wunderschönes Land ist. Das Land ist flach, beige, grau, ab und zu ragt ein wunderschöner alter Baobab - ein Affenbrotbaum - empor. Die Leute sind freundlich, gastfreundlich, klug. Wenn man sich Zeit nimmt, kann man im Senegal ein sehr gutes Gespräch führen.

Küffner: Ein Gespräch von einer Dreiviertelstunde reicht nicht aus für diesen riesigen Kontinent. Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, wir bedanken uns recht herzlich für Ihre Aufmerksamkeit. Luc Leysen, 30 Jahre lang Korrespondent in Afrika, war heute bei uns zu Gast. Herr Leysen, ich bedanke mich recht herzlich bei Ihnen, dass Sie bei uns in Alpha-Forum waren.